

MINERVAS VERSTECK

Auszug aus dem Roman

von László Márton (Budapest)

Erstveröffentlichung

publiziert in Kooperation mit dem
Projekt *Verbotene Worte*

Der Roman erscheint demnächst beim
Folio Verlag, Wien.

WILLIBALD SELBST, DER SCHREIBER, verschwand derweilen samt der fünfundzwanzig Kreuzer Tagesgeld aus Wien, als hätte es ihn nie gegeben. Man erzählte sich über ihn, dass er in die Armee eingetreten sei, und dies nicht gerade aus freien Stücken, sondern weil er den Folgen einer größeren Unterschlagung nur auf diese Weise zu entfliehen vermochte, und dass er in der Umgebung von Mailand, wo damals Kämpfe stattfanden, eine Begegnung mit einer verirrten Gewehrkugel gehabt habe.

Gabriele B. verabscheute Niederträchtigkeiten, doch gerade niederträchtige Männer beschäftigten ihre Fantasie rege, und der Fehltritt, den Willibald begangen hatte, ließ ihre nicht eingestandene, unfruchtbare Leidenschaft in keiner Weise erlöschen, sondern entfachte sie noch viel mehr, in gesteigerter Weise, als Gabriele B. von seinem Tode hörte und das Gewicht dieser Nachricht auf sich wirken ließ.

Sie war nicht nur davon überzeugt, dass der Heldentod die Schmach vom Andenken an den geliebten Mann ein für alle Mal auslöschte, sondern bildete sich ein, Willibald habe den Tod gesucht, weil er ihre leidenschaftlichen und erhabenen Gefühle nicht habe erwidern können. So hielt sie auch die Unterschlagung in der Banknotendruckerei für verständlich, ja sogar verzeihlich; jedenfalls für etwas rechtschaffener, als hätte der junge Mann jene dringliche Sehnsucht erfüllt, die er in seinem Namen trug.

Zugleich erfuhr sie auch, warum Willibald gezögert hatte, um ihre Hand anzuhalten: Nicht weil seine Bescheidenheit ihm die Heirat einer Frau höheren Ranges untersagt oder er sich der seelischen Größe der Dichterin unterlegen gefühlt hätte, sondern weil er an einer Krankheit litt, die er vor jedem zu verheimlichen suchte und die ihm den Gedanken an eine Heirat verbot. Gabriele B. aber liebte Willibald auch mit all diesem Wissen.

An dieser Stelle müssen wir davon berichten, dass sie Willibald nach der Todesnachricht noch einmal begegnete, oder zumindest die Konturen, die Gesichts- und Charakterzüge des geliebten Jünglings erblickte. Damals war sie schon seit fünf Jahren die Ehefrau Johann B.s gewesen, und es waren sechs oder sieben Monate seit der Flucht ihres Gatten vergangen. Ungefähr zu dieser Zeit hatte sich auch das zugetragen, wovon wir bereits erzählt haben, nämlich dass der alte Kaiser am Mariahilfer Walltor an ihr vorbeigeritten war und sie nicht erkennen wollte.

Da war Gabriele B. in ihrer Verzweiflung so tief gesunken, dass sie eine Wahrsagerin aufsuchte.

Nicht als ob sie über den Aberglauben und vor allem über seine niederen Abarten, eine Schwäche ungebildeter Menschen, eine günstige Meinung gehabt hätte; aber auch die alten Griechen hatten doch die Hilfe der Weissager in Anspruch genommen! Und wie oft es in der Geschichte schon vorgekommen sei, dass ein tyrannischer Herrscher versucht habe, die Wahrsager aus seinem Reich zu vertreiben oder sie zu vernichten, bis er selbst dann ihrer Hilfe bedurfte, davon hatte ihr Gatte noch in den ersten Monaten ihrer Ehe erzählt. Johann B. hatte auch zahlreiche Namen genannt, doch die Frau konnte sich in der Eile nur an König Saul und den byzantinischen Kaiser Andronikos erinnern.

So sind sie, diese großen Herrscher und andere Hansel, Überkluge und Überstolze: Blasen sich mit ihrem gesunden Verstand auf, doch sobald das Unglück sie demütigt, greifen sie nach jedem Strohalm, dann ist ihnen jeder Aberglaube recht. Aber auch der als Götze verehrte gesunde Verstand hat seinen Aberglauben! Im Sinne des schädlichsten und beliebtesten beginnen sich, die bedeutenden Gedanken zur Gestaltung der Welt in der rohen Volksmasse herauszubilden, um dann aus der Menschenmenge emporzusteigen und schließlich im Geiste eines kleinen Kreises von Denkern heranzureifen und so zu ihrem vollendeten Ausdruck zu gelangen.

Dabei ist es nicht so, sondern umgekehrt: Denn die großen Gedanken entstehen in den Köpfen der stärksten Denker, sie sind selten gestreut, und verbreiten sich erst später, nachdem sie die Bedürfnisse der Volksmassen umgeformt haben; sie werden populär, indem sie verarmen, verblassen und verflachen.

Dies hatte Johann B. der Frau schon kurz vor der Flucht dargelegt, die, um die Wahrheit zu sagen, nicht viel von dem Ganzen verstand. Auch im Nachhinein wog sie nur ab, ob in diesen gehaltvollen Gedanken wohl eine Anspielung auf die baldigen Ereignisse verborgen

gewesen sei, die sie hätte bemerken müssen. Zum Aufsuchen der Wahrsagerin hatte sie sich deshalb entschlossen, weil sie seit der Flucht ihres Ehemannes weder einen Brief noch eine Nachricht erhalten oder auch nur irgendetwas von ihm gehört hatte (der erste Brief sollte ein Jahr später, 1811, eintreffen).

Sie wollte wissen, ob Johann B. wohl noch lebte. Hoffentlich lebte er noch. Wenn er jedoch, Gott bewahre, gestorben sein sollte, dann musste sie auch darüber Gewissheit haben. Und wenn sie sich weder an alte Bekannte noch an die Behörden wenden konnte, um Hilfe zu erlangen, dann blieb kein Ausweg, dann musste sie eben eine Wahrsagerin aufsuchen.

Die Wahrsagerin wohnte in der Karthäuserstraße und hörte sich die Wünsche Gabriele B.s mit gleichgültiger Miene an: Dass sie mit einem geliebten Mann, einem seit längerer Zeit abwesenden Verwandten, zu sprechen wünsche, wenn dies möglich sei. Denn sie habe gehört, es gebe Wahrsagerinnen, die Abwesende erscheinen lassen könnten. Woraufhin die Wahrsagerin antwortete: Insofern die gnädige Frau den Betreffenden liebe, so solle sie dieser Erscheinung nicht allzu hoffnungsvoll entgegenblicken. Erscheinen lassen, könne man nämlich nur Tote, Lebende nicht.

Beziehungsweise – so fügte sie unter strengem Blick hinzu –, das Erscheinenlassen von Lebenden sei nicht Aufgabe der Wahrsagerin, sondern der Polizei und des Gerichts.

Sie sagte dies, als hätte sie selbst auch häufiger Vorladungen bekommen. Sie war eine dicke Frau, und dafür, dass sie eine Wahrsagerin war, erstaunlich jung, ungefähr im gleichen Alter wie Gabriele B., der dies überhaupt nicht gefallen wollte. Zu einer wirklich alten Frau hätte sie eher Vertrauen gehabt.

Umso stärker traf sie der Schlag, als nach dem üblichen Hokuspokus auf einmal in der von ranzigem Schweinschmalz stinkenden Kammer der geliebte Mann erschien. Nur dass dieser Mann nicht Johann B. war, sondern Willibald!

Er war rank und schlank wie ein junger Kirschbaum und weiß wie frische Milch. Weinend flehte er Gabriele B. an, sie solle ihm Geld schicken. Sogar die Postadresse nannte er ihr, doch bis dahin war die Dichterin vor Aufregung in Ohnmacht gefallen.

Die Wahrsagerin, die derartige Szenen gewohnt war und den geliebten Mann weder als rank und schlank noch als weiß empfand, sondern vielmehr als schäbig, mit eingefallenem Gesicht und Zahnlücken, brachte Gabriele B. zur Besinnung und beruhigte sie. Die gnädige Frau solle sich bloß nicht aufregen, denn die Toten würden noch niederträchtiger lügen als die Lebenden. Die lügen wie gedruckt.

Dabei hatte Willibald nicht gelogen. Er hätte das Geld wirklich gebraucht. Ja, vielleicht wäre er gar nicht gestorben, hätte Gabriele B. ihm beizeiten Geld geschickt. Es steht auf einem anderen Blatt, dass auch die Frau Entbehrungen ertrug, beziehungsweise wollen wir es gar nicht beschönigen, Not litt. Zudem hatte das heiß geliebte Geisterwesen die Londoner Straße Drury Lane als Adresse genannt, doch im Frühjahr 1810 hätte man aus Wien gar nichts nach London schicken können, am allerwenigsten Geld. Es herrschte Krieg, und die Kontinentalsperre war in Kraft.

Lange erinnerten sich die Wiener an diese schwere Zeit, als sie weder an Kaffee noch an Kakao gelangen konnten, und auch anderen wichtigen Genüssen, so beispielsweise dem Lutschen von Kandiszucker, entsagen mussten.

Dreimal umarmte die vorzeitig ergraute und verzweifelte Frau die Konturen Willibalds; dreimal glitt ihr der körperlose Schatten ohne Gewicht aus den Armen. Die verirrte Kugel hatte ihn in der Umgebung von Mailand nicht getötet, nur verletzt. Er sei genesen, in Gefangenschaft geraten und geflohen – erzählte ihr der unglückselige Schatten, der keine Ruhe gefunden hatte.

Hätte es an ihm gelegen, dann wäre er gerne fortgefahren, wie er über die Alpen gelangt war und sich in den Presshäusern und ausgeraubten Weinkellern entlang des Rheins versteckt hatte, wo sich zwischen den aufeinander geworfenen Kiepen die Marmorskulptur des Kaiser Probus mit demolierten Nase und Ohrmuscheln grämt, als würde er sich auch jetzt darüber härmern, dass ihn seine eigenen Soldaten totgeschlagen hatten, weil er sie in den Weinberg zum Hacken geschickt hatte.

Wie er sich in Mainz oder Koblenz (er wusste selbst nicht mehr genau in welcher der beiden Städte) auf einen Kahn, der Olivenöl, Kuckucksuhren und Kork transportierte, geschlichen hatte und erneut festgenommen worden war, während der Kahn mit der Strömung gen Norden fuhr, und wie er im Rotterdamer Schubhaus die Bekanntschaft mit einem netten, alten Leichenfledderer gemacht hatte, der eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre

und der am meisten vom Flitterkram frisch beerdigter, junger Damen verstand, doch konnte man ihm nur eine Urkundenfälschung, die von ärmlicher Fantasie zeugte, nachweisen.

Armer, kleiner Schatten: So wie er in der Lebensgeschichte voranschreitend allmählich verblasst, so verschwimmen in dem Grau auch jene Szenen, in deren Mittelpunkt er eben steht. Als sähen wir die Episoden einer primitiven Bildergeschichte, auf die ein Bänkelsänger mit dem Stock zeigt: Angefangen damit, dass Willibald, nachdem er aus Rotterdam verbannt wird, in den Dienst eines englischen Kaufmanns tritt und durch sein gewinnendes Auftreten der vertrauteste Freund des alten Mannes wird, in körperlichen wie auch in seelischen Dingen, und Willibald dann, nachdem der Kaufmann unter dubiosen Umständen verscheidet, die gesetzlichen Erben ausspielt und das ganze Vermögen an sich reißt, bis hin dazu, dass Willibald, nach bedeutenden Verlusten beim Tarock und Tricktrack, in Begleitung zweier gutgelaunt scheinender Gerichtsvollzieher aus der Drury Lane in die Holborn hinüberspaziert, wo sich zur Zeit unserer Geschichte das Gefängnis der Schuldner befand, und von dort nach Monaten oder Jahren in den Stadtteil Bedlam gerät, der bereits zu Shakespeares Zeiten durch das dortige Irrenhaus Berühmtheit erlangt hatte.

Kein schöner Lebensweg, auch nicht besonders ruhmreich, und von dem Jahr unserer Geschichte, 1844, aus betrachtet, ist fast mit aller Sicherheit anzunehmen, dass er schon seit Jahrzehnten an seinem Ende angelangt war. Doch Gabriele B. flüstert, während sie den Linzer Taubenplatz überquert, zittrig raschelnd wie längst vertrocknetes Laub, hinter den Falten des kalten Umschlages, der ihr Gesicht verdeckt, noch immer: Willibald ... Willibald ...

Auf den Stock gestützt trippelt sie zum Haus des Eisenhändlers Hafferl auf dem Hauptplatz.

IM LAUFE DER VERGANGENEN TAGE war das Wetter in Oberösterreich ungewohnt warm geworden, und man muss wissen, dass die meisten Straßen und Plätze von Linz, einschließlich des Hauptplatzes, zur Zeit unserer Geschichte noch nicht gepflastert waren, sondern bestenfalls mit Donausand und Kieselstein bestreut.

Die sich daraus ergebenden Unannehmlichkeiten, dass auch die leichteste Brise, das sich am langsamsten drehende Wagenrad eine Staubwolke von einer ganzen Straßenslänge aufwirbelten, von der einem die Gesichtshaut juckt, sich die Augen entzünden und sich die Lunge krampfhaft zusammenzieht, die Trauerkleider weiß werden und die weißen Seidenschuhe ergrauen, waren allein mit jener umsichtigen Maßnahme zu lindern, welche die Hausbesitzer dazu verpflichtete, von Anfang April bis Ende September, ausgenommen es regnete, den Straßenabschnitt vor ihrem Haus dreimal täglich, und zwar morgens, mittags und abends zu besprengen.

Zu diesem Zweck befand sich vor jedem Haus, ja sogar vor den unbebauten Grundstücken jeweils ein Wasserfass, das auf ein hohes Gerüst oder einen Sägebock gelegt war und aus dem sich unten ein langer Leder- oder Hanfschlauch herausschlängelte, an dem Ende desselben aber sprengte eine Blechrosette das Wasser, wie sie auch an Gießkannen zu sehen ist. Und wenn die Dienstmägde oder Diener, den wohl bekannten Ausdruck von Pflichtbewusstsein auf dem Gesicht, den Schlauch in die Hand nahmen und das Sinnbild der Unendlichkeit unermüdlich auf die Straße sprengten, dann konnte der Wind wehen, konnten die Wagen rattern, die Staubwolke wirbelte doch nicht auf, höchstens in sorgenvoller Vorschau oder verärgelter Erinnerung.

Auf dem Taubenmarkt, der nicht nur nicht bestreut, sondern nicht einmal geegnet war, sprengten die Hausbesitzer so reichlich, dass sich die blendende Sonne hier und da in lakengroßen Pfützen spiegelte. Oder vielleicht waren die Pfützen, denen die alte Frau mit vorsichtiger Zittrigkeit auswich, von den Gewittern des Vortages geblieben.

Gabriele B. wickelte den ohnehin durchwärmten Umschlag ab, denn die Dreistigkeit der Bettler war sie schon gewohnt, von den auf der Straße herumlungern den Kindern wollte sie jedoch nicht verspottet werden. Auch sie selbst war der Ansicht, der Spott wäre verdient: der Umschlag ähnelte immer noch einem Maulkorb und sie selbst, mit ihrem von Nervenleiden oder vom Schnaps aufgedunsenen Gesicht, ihrer Stupsnase, ihrer breiten Stirn, einer ausgedienten alten Bulldogge.

Die Kinder beachteten sie jedoch nicht im Geringsten. Sie waren mit etwas anderem beschäftigt. Sie sprangen in die Pfützen und riefen selbstvergessen und fröhlich sinnlose Dinge. Plitsch, platsch, Planibu ... Planibu ... Planibu ... Und noch einmal! Plitsch, platsch,

Planibu! Gabriele B. wusste nicht, was das sein sollte, Planibu. Sie drehte den Kopf weg, als höre sie eine Unflätigkeit. Sie ermahnte sie nicht, sondern tat eher so, als nähme sie sie samt ihrer dreckigen Rede nicht wahr. Zudem sagten die Kinder nicht nur Planibu, sondern sagten stattdessen auch noch Kukumbale; nun, die alte Frau wusste auch von Kukumbale nicht, was es sein sollte.

Dabei hätte sie nur hinsehen müssen, dann wäre ihr aufgefallen: Sowohl auf dem Taubenmarkt als auch in dem Winkel des Hauptplatzes, wo heute die Zentrale des Fremdenverkehrsbüros neben einem Fotofachgeschäft zu finden ist, wurden die Kukumbale, mit anderem Namen Planibus, geformt. Schmutzige Fingerchen drückten und kneteten sie: unübersehbar. Ja, nicht nur unübersehbar, sondern auch hörbar, denn das Wichtigste am Kukumbale war, dass man es mit voller Kraft auf den Boden schmeißen musste, und die an den Pfützen des Hauptplatzes angefertigten Kukumbale waren sehr viel lauter als ihre Brüder und Schwestern auf dem Taubenmarktplatz.

Plitsch, platsch, Planibu ... Planibu ... Planibu ...

Die alte Frau blickte zum Balkon des Rathauses und wurde von einer heftigen Unruhe erfasst. Als stünde sie in einer sich drängelnden, stoßenden Menschenmenge, als wäre sie von vielen tausend winkenden, begeistert brüllenden Menschen umgeben, und als würden sie alle mit einem Male verstummen und, die Luft anhaltend, das beobachten, was auch die Frau beobachtet, nämlich das Geschehen dort oben.

Ein Mann tritt auf den Balkon hinaus. Wir wissen auch seinen Namen, er heißt Arthur Seyß-Inquart. Ein Mikrofon wird aufgestellt, und er verkündet, Österreich gebe es nicht mehr. Die Volksmasse bricht in Jubel aus, als würde sie reich beschenkt. Der Redner fügt hinzu, dass es auf diese Weise auch die Nachbarschaft nicht mehr gebe: Die Ostmark, wie wir Österreich von nun an nennen werden, sei bereits organischer Teil des deutschen Reiches, dessen jüngste Provinz und die vorgeschobene Bastei der deutschen Volksgemeinschaft. Erneuter Jubel. Das heißt, um genauer zu sein, die Volksmasse jubelt nicht nur, sondern brüllt »heil«.

All dies kann Gabriele B. im Grunde genommen nicht sehen und hören, denn zu diesem Ereignis wird es vierundneunzig Jahre nach unserer Geschichte, am 12. März 1938, kommen. Und doch starrte sie so erschrocken und verzaubert zum ausgestorbenen Balkon hoch, als würde dort etwas geschehen. Neben Seyß-Inquart tritt noch ein menschliches Wesen auf den Balkon hinaus. Ein Mitmensch von uns. Bei seinem Anblick erschallt ein solch lauter Jubel – wir könnten auch sagen, ein Gebrüll –, dass dem Außenstehenden klar wird: Er ist die Hauptfigur dieses Ereignisses. Er, den die Anwesenden nur den Führer nennen.

Der Führer sagt im Wesentlichen dasselbe, was Seyß-Inquart soeben bereits öffentlich bekannt gegeben hat. Und doch, wie viel stärker ist die Begeisterung, die seine Rede im Vergleich zu jener des grauen Beamten hervorruft! Dass das Schicksal ihn einst aus dieser Stadt zur Führung seiner Volksgenossen berufen, ihm jedoch zugleich auch eine große Aufgabe auferlegt habe, jene, sein teures Heimatland in das deutsche Reich zurückzuführen. Er sei sich durchweg dieser Aufgabe bewusst gewesen und habe sie jetzt – ein für alle Mal! – durchgeführt.

Eine kurze Rede: die Aufwärmung zur Rede am kommenden Tag, die in Wien auf dem Heldenplatz erklingen wird, doch die Anwesenden spüren ihr Gewicht und ihre Kraft. Plitsch, platsch!!! Die auf dem Hauptplatz versammelten österreichischen Staatsbürger feiern den Untergang Österreichs. Plitsch, platsch, Planibu ... Planibu ... Planibu!

Jener Gegenstand, den die Kinder auf dem Hauptplatz aus Schlamm kneteten und auf den Boden schmissen, hatte auch einen dritten Namen. Sie nannten ihn nicht nur Planibu und Kukumbale, sondern auch Betzlein. So wurde der Lehmklumpen genannt, wenn er schon ein wenig der Gestalt eines Menschen glich. Das Betzlein war ein länglicher Ziegel, denn die Menschenform ist im Wesentlichen die Form eines Ziegels. Den aus Lehm gekneteten länglichen Ziegel musste man in der Mitte mit dem Daumen eindrücken, dann knallte er lauter.

Angeblich hatte der liebe Gott es am sechsten Tage der Schöpfung so gemacht, und die übermütigen Kinder ahmten den Schöpfer nach. Sie bliesen auf den Nabel des Lehmfladens, des Betzleins, bemühten sich, ihm Leben einzuhauchen, doch da es ihnen an einer derartigen Fähigkeit mangelte, kneteten sie umso heftiger, drückten es ein, hoben es in die Höhe und schleuderten das Geschöpf zu Boden. Das aber knallte laut, und schon war es mit ihm aus und vorbei.

Nach einer Weile wandte sich Gabriele B. in die Richtung, aus der sie das Knallen hörte, doch sogleich schloss sie auch die Augen und schüttelte sich vor Grauen. Sie sah etwas oder meinte, etwas zu sehen, was ihr unfassbar war. Genau an jenem Ort, wo die zu Boden geschmissenen Lehmklumpen platzten, wird hundertundeins Jahre nach unserer Geschichte, am ersten Mai 1945, kaum einige Stunden vor dem Einmarsch der amerikanischen Truppen, ungefähr ein halbes Dutzend Leichen liegen, vor kurzem noch Menschen, Lebende. Auf dem Hauptplatz, der zu der Zeit den Namen des Führers trägt, werden sie als abschreckendes Beispiel erschossen, weil sie bezweifelt haben, dass das deutsche Reich den Endsieg erringen würde.

Doch es ist auch möglich, dass es polnische Sträflinge sind, die einfach noch gerne gelebt hätten.

Gabriele B. lauschte dem Knallen mit geschlossenen Augen. Sie dachte über den Fluch ihrer Mutter nach. Dass sie, Gabriele B., der Teufel holen werde. Wie lang war auch das schon her. Ihre Mutter war damals sechsundzwanzig Jahre jünger als sie jetzt. Und sie, wen könnte sie wohl verfluchen, wenn sie im Sterbebett solche Lust überkäme? (Eine merkwürdige Überlegung von jemandem, der in Wirklichkeit schon mehr als vier Jahre tot ist.) Und hat sie wohl wirklich der Teufel geholt?

Dennoch aber war sie glücklich. Sie stand dort auf dem Hauptplatz, vor dem Haus von Carl Hafferl, bei dem sie unter demütigenden Umständen eine weitere Rate des Lebensunterhaltes entgegennehmen musste. Sie hatte keinen Willibald, hatte ihn auch nie gehabt. Willibald war ein einziger Knall gewesen, und es war, als hätte sie selbst eine starke, erbarmungslose Hand zu Boden geworfen, und dennoch war sie glücklich. Glücklicher, als wenn sie Willibald besessen hätte.

Um die Wahrheit zu sagen, war sie ein wenig früh auf dem Hauptplatz angekommen, Hafferl empfing zu dieser Zeit noch niemanden. Zumindest nicht solche Personen, die auf ihn angewiesen waren. Sie bog in die Gerberstraße ein, um nicht vor dem Hafferl-Haus herumstehen zu müssen, dann stolperte sie entlang des Ludl-Kanals in Richtung Oberes Wassertor. Sie ging nicht gerne dort entlang, denn sie wollte die Skulptur der Minerva nicht wiedersehen, doch noch weniger wünschte sie, von Hafferls Diener mit den Worten: »Kommen Sie bitte in einer halben Stunde wieder!« abgewiesen zu werden.

Doch ein unerwarteter Umstand ersparte ihr den Anblick der Minerva. Beim Oberen Wassertor hatte sich ein kleiner Menschaufauf zusammengedrängt. Die Menschen starrten auf die Nische des Gewölbes, zeigten mit dem Finger auf den leeren Platz der Göttin. Aufgeregt erklärten sie, jemand habe in der Nacht die Göttin gestohlen. Ein Mann, der gut unterrichtet zu sein schien, widersprach ihnen: Seiner Meinung nach hätten sachverständige Personen die Göttin im Auftrag der Stadt abtransportiert, um sie zu reinigen. Ein schwächlicher, lungenkranker junger Mann – beziehungsweise gar nicht jung, älter als vierzig Jahre – beteuerte, es sei keine Rede von Reinigung: Nein, die Göttin werde angemalt, um lebendiger zu wirken.

Die Menschen belächelten den alternden jungen Mann hinter seinem Rücken. Natürlich, weil auch seine Braut sich fein angemalt hat, bevor sie auf die lebendigste Weise geflüchtet ist – das dachten sie. Der Mann war Josef Hafner, der Lithograf, der Gönner von Johann B. und – sozusagen – ein Kind seines Geistes. Er war so aufgebracht, dass er Gabriele B. gar nicht bemerkte, die er sonst mit der größten Freude zu begrüßen pflegte.

So ist es also kein Wunder, dass die anderen die alte Frau noch weniger beachteten. Alle stritten sie darüber, wohin die Göttin geraten sein mochte. Gabriele B. fragte niemand. Dabei schüttelte sie zufrieden den Kopf, wie jemand, der die Wahrheit kennt.

Die Wahrheit war, ihrer Meinung nach: Minerva hatte sich in ihr Versteck zurückgezogen.

WIE MERKWÜRDIG auch immer, wahr ist: Das einzige Einkommen des Ehepaars B. war der vom französischen Außenministerium in monatlichen Raten ausgezahlte Lebensunterhalt, der selbst nach den Abzügen die Bedürfnisse Johann B.s in erträglicher Weise deckte. Über die Bewilligung des Lebensunterhaltes hatte keine geringere Person als der Staatsminister Napoleons, Hugues Bernard Maret, entschieden, der zuvor mit Johann B. gemeinsam im Gefängnis zu Kufstein gesessen hatte, wo sie ihre Ansichten nicht nur ausgetauscht und zu respektieren gelernt hatten, sondern auch eine Freundschaft fürs Leben schlossen.

Der damalige Gefängniscommandant, ein italienischer Oberst, duldete, dass die Sträflinge während des Hofgangs miteinander sprachen. Natürlich war für eine zusammenhängende Unterhaltung keine Zeit, nur für in der Eile dahingeworfene Wörter oder zynisches Gekläffe, doch Johann B. und seinem Mitgefangenen Maret war es auch so möglich, über »die Kaiser« zu scherzen. Johann B. erfuhr nämlich, dass jener Berg, von dem er ein Stück samt eines Stückes Himmel durch das mit Eisengittern verschlossene, schlotartige, schmale Fenster sah, Zahmer Kaiser genannt wurde.

Jedes Mal nun, wenn über den Bergkamm ein Hagelgewitter heranzog (und dies konnte fünf-, sechsmal am Tag geschehen), jedes Mal, wenn am Berghang eine laut widerhallende umfallende Tanne dröhnte (was umso erschreckender klang, da um die Festung herum im Übrigen Totenstille herrschte), lächelte der Staatsgefangene spöttisch und dachte an die Zahmheit der kaiserlichen Macht.

Wenn sich ein zahmer Kaiser so benimmt, wie mag dann ein wilder sein? Nicht viel später erzählte ihm Maret, dass man aus seinem Fenster einen felsigen, steilen Berg sehen könne, der Wilder Kaiser genannt würde. Denn wo ein Zahmer ist, ist auch ein Wilder.

Es dauerte eine Weile, bis sie all dies besprochen hatten, denn während des Hofgangs rasselten die Ketten so laut, dass man kaum ein Wort verstehen konnte, zudem war der Hof stark abschüssig und zur Winterzeit auch glatt. Wer aber nun hinfiel, der riss auch die anderen mit.

Nach solch einem gemeinsamen Sturz, sich mit blutender Hand aufrappelnd, war es immer zeitgemäß, darüber zu scherzen, wem es denn nun besser ergangen sei: dem mit dem Zahmen oder dem mit dem Wilden Kaiser? Es genügt, wenn der Leser daran denkt, dass aus dem einen Mann der Minister Napoleons wurde, aus dem anderen der Held unserer Geschichte, also nichts.

1795, als Johann B. nach Kufstein gebracht wurde, saß Maret dort schon seit mehr als zwei Jahren: Er war als der Gesandte der französischen Nationalversammlung mit einem geheimen Auftrag nach Neapel geeilt, doch hatte ihn an einem oberitalienischen Grenzübergang österreichische Obrigkeit festgenommen. Auf diese Weise entkam er dem jakobinischen Terror, dem er gewiss zum Opfer gefallen wäre, hätte er getreu seinen Absichten der Heimat und der Revolution gedient.

Fünfzehn Jahre später, nun bereits als Minister, frischte er, als er als Begleitung Napoleons und der französischen Truppen in Wien einmarschierte, seine Bekanntschaft zu Johann B. auf, den er auch jetzt als einen gleichgestellten guten Freund betrachtete. Aufgrund seines scharfen Verstandes, seiner Charakterfestigkeit und seiner weit reichenden Kenntnisse war der Hofschreiber dem Minister wichtiger als eine Reihe hochrangiger Beamter. Er bat seinen einstigen Mitgefangenen daher um gewisse Dienste, um größere und kleinere Gefallen, und dieser stand immer zur Verfügung.

Damit ist zu erklären, dass Johann B. dem Eifer der österreichischen Behörden, dem er in Wien vermutlich hätte entkommen können, in Paris zum Opfer fiel.

Doch wollen wir nicht vorausgreifen!

In jungen Jahren war Johann B. – damals noch B. János – Beamter der Zipser Kammer in Kaschau gewesen. Diese von vielen beneidete Anstellung hatte ihm Baron Lőrincz Orczy verschafft. Wann immer sein Gönner und Vorgesetzter etwas im Statthalterrat oder in der Umgebung von Buda zu erledigen hatte, begleitete er ihn.

Bei solchen Reisen ließ sich der Baron nach seinen amtlichen Geschäften zu den Warmwassergruben nach Tabán hinüberbringen. Das ist schon ein Genuss, bis zum Halse im heißen Schlamm zu versinken. Darauf, dass der junge Kameralkanzellist Zeuge dieses Genusses war, bestand der Baron allerdings nicht mehr. Angeblich plantschten in der dampfenden Brühe auch Mädchen der lockeren Zunft, ihre Hände beherrschten die Kunst der Entspannung. Nach dem Bad (oder wie der Baron zu sagen pflegte »Baderei«) trafen sie sich gewöhnlich gegen Abend in ihrer Unterkunft, in dem Wirtshaus Zum Hirschen, beim Abendessen. Bis dahin hatte der junge Mann frei, konnte hingehen, wohin es ihm beliebte.

Eines Abends zeigte sich Baron Orczy ungewohnt missmutig und mürrisch, streng musterte er den zum Abendessen eintretenden Johann B., dessen Gruß er unerwidert ließ, und sprach dann nach langen Minuten des Schweigens: Wenn sich der gnädige Herr langweilen, dann werde ich Ihn schon mit Aufgaben versorgen!

Johann B. wusste nicht, was er von diesem Ausbruch halten sollte. Einerseits war der Baron immer gutgelaunt, erhitzt von der Baderei gekommen, andererseits hatte er jede

Aufgabe, die ihm anvertraut worden war, tadellos und exakt versehen. Doch Baron Orczy sollte ihm eine Erklärung schuldig bleiben. Er sagte nur, sie führen am frühen Morgen nach Kaschau zurück. Dabei war mit dem Gastwirt besprochen, dass sie noch drei Tage in Buda blieben.

Auf dem ganzen Weg nach Kaschau, und dies war kein kurzer Weg, sagte der Baron dem jungen Mann nur: Ich werde Euch nie wieder mit nach Buda nehmen!

Dies konnte er auch nicht, denn drei Tage nach Verlauten dieser Worte wurde Johann B. festgenommen. Man fragte ihn, wo er in Buda gewesen sei. Mit wem er sich getroffen habe. Ob er etwas Besonderes vorzubringen hätte.

In seinen freien Stunden am Nachmittag hatte sich Johann B. in der Regel in die Universitätsbibliothek gesetzt und dort gelesen. (Damals befand sich die Universität noch in Buda, erst später wurde sie nach Pest verlegt.) In den Pausen hatte er Bekanntschaft mit einem ausgetretenen Mönch gemacht, dessen Name uns auch bekannt ist, er hieß Martinovics, das heißt, er hatte seinen Namen magyarisiert, wie es damals in Mode war, also Mártonffy. Dieser machte einen eher unangenehmen Eindruck, da seine Spucke beim Sprechen spritzte und er ständig nach rechts und links schaute, als würde er vermeiden wollen, dem anderen in die Augen zu sehen. Und doch besaß er Mittel, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und das Wohlwollen eines jeden für sich zu gewinnen.

Dem aus Kaschau gekommenen, bescheidenen, doch stolzen jungen Mann erklärte er, dass sich unter Buda ein verzweigtes Höhlensystem erstrecke. Es gebe kein Gebäude, keinen Weingarten oder Gemüsegarten, unter dem sich nicht zusammenhängende Gänge und Säle verbergen würden, oft auch auf vier oder fünf Ebenen, dort unten im Magen der Gesteine. Selbst unter der Donau gebe es einen geheimen Gang, der auf die Pester Seite hinüberführe. Er sei einst zu türkischer Zeit erbaut worden, wenn nicht noch viel früher.

Dies sei ein Höhlennetz gleich einer geheimen Gesellschaft, die sich dort unter dem System öffentlicher Einrichtungen, dem sichtbaren Staat und der Gesellschaft erstreckte. Doch eines schönen Tages werde sie aufbrechen, an die Oberfläche gelangen, die Unterdrückung fortsetzen, die bestehende Ordnung vernichten! Denn nicht nur in Frankreich geschehen Veränderungen!

Wahr aber ist: B. János hatte ein Gedicht über die Veränderungen in Frankreich geschrieben, in dem er die Herrscher Europas mahnte, umsichtig ihren Blick auf Paris zu werfen, wenn sie ihr Schicksal vorausszusehen wünschten. Dabei hätte man gerade ihn mahnen müssen, denn ihm fehlte jede Umsicht, er veröffentlichte das Gedicht in der oberungarischen Minerva (die dann auch sofort verboten wurde), als die Nachricht eintraf, in Paris sei der gesetzmäßige König Frankreichs geköpft worden.

Gegen den Verfasser der Dichtung erstattete man Anzeige und ein Verfahren wurde eingeleitet. Dann beschlagnahmte man die auffindbaren Exemplare, und das Verfahren wurde, auf Fürsprache Baron Orczys, eingestellt. B. János gab man allerdings zu verstehen, dass man von nun an ein wenig besser auf ihn achten würde.

Bis sie in ihrer Unterhaltung hier angelangt waren, hatte Mártonffy B. János an eine Eisentür am Hang des Sankt Gellért-Berges geführt. Unter seinem Umhang nahm er einen Schlüssel und eine Laterne hervor. Der Leser soll nun nicht etwa denken, es folge eine überaus abenteuerliche Szene: Solch einen unterirdischen Spaziergang, an dem B. János teilhatte, kann heutzutage jeder machen, wenn er sich in der Burg von Buda in den Keller eines Hauses hinunterwagt oder sich im Panoptikum in der Úri-Gasse eine Eintrittskarte kauft.

Mártonffy selbst sagte seinem jungen Freund, während sie auf einer schmalen Treppe in die Tiefe hinab stiegen, dass der Satan Christus auf einen sehr hohen Berg geführt und ihm von dort aus alle Schätze der Welt gezeigt habe. Ich aber führe dich in eine sehr tiefe Höhle und werde dir keinerlei Schätze zeigen, höchstens rostige Waffen und faulende Knochen. Aber du kannst mir glauben, das wird ein denkwürdiger Tag!

Das wurde er auch. Während sie mit eingezogenen Köpfen in den engen Gängen voranrutschten, brachte Mártonffy die Sprache erneut auf die geheime Gesellschaft und bot B. János an, sich ihnen anzuschließen. Dann zog er sich an einer Stelle, an der sich der Gang verbreiterte und in drei Richtungen verzweigte, etwas zur Seite und blies unerwartet die Laterne aus. Vergebens rief ihn B. János, Mártonffy antwortete nicht.

Nach einer Stunde sagte er, er habe nur den Mut des jungen Mannes auf die Probe stellen wollen.

Einen Monat später sagte er aus, er hätte B. János die Würde eines Direktors in einer der geheimen Gesellschaften angeboten. Es stellte sich heraus, dass Mártonffy gar nicht nur eine geheime Gesellschaft organisierte, sondern auf einmal gleich zwei, mit vollkommen entgegengesetzten Programmen. Mit dem gleichen Eifer, mit dem er die Gesellschaften organisierte, schrieb er regelmäßig Meldungen über dieselben, wobei er nur eben die Tatsache – seiner Ansicht nach klugerweise – verschwieg, dass er selbst der Organisator war, ja die ganze Idee der Organisation von ihm stammte.

Als man ihn mit dieser Tatsache konfrontierte, sagte er ausführlich und belastend über jeden aus, der Erwähnung fand. Er hoffte, ihm selbst würde, wenn er andere ins Unglück stürzte, Gnade zuteil werden. Doch er irrte, ihm wurde keine Gnade zuteil. Außer wir betrachten jenes riesige Missverständnis als Gnade, das die Erinnerung an ihn bis zum heutigen Tage umgibt. In Buda trägt oberhalb des Südbahnhofs ein etwas größerer Hügel oder auch kleinerer Berg den Namen Mártonffys, der in der Erinnerung als Märtyrer der Freiheit lebt.

Dabei gehörte er zu der Sorte Mensch, die sich bei den Mächtigen um jeden Preis wichtig machen will.

Werfen wir also einen letzten Blick auf ihn, bevor er aus der Geschichte verschwindet: Er weicht ihm mit nervösem Zwinkern aus.

B. János – den wir nicht mehr lange mit dem nach hinten gestellten Vornamen, auf ungarische Art, erwähnen werden – war schließlich allein damit zu beschuldigen, dass er Martinovics persönlich kannte, dass er mehrere Male mit ihm gesprochen und unterlassen hatte, die Behörden über diese Gespräche zu unterrichten. Auf gut Deutsch, er zeigte Martinovics nicht an, der ihn hingegen denunziert hatte.

Dies genügte allerdings, um B. János zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr zu verurteilen, die er in Kufstein abbüßen musste und bei der die neunmonatige Untersuchungshaft nicht angerechnet wurde. In Kenntnis der damaligen Verhältnisse können das Urteil als milde und Johann B. als glücklich bezeichnet werden, selbst angesichts dessen, dass er auch nach seiner Entlassung nicht nach Ungarn zurückkehren durfte.

Vergessen wir nicht, dass wegen der oberungarischen Minerva ohnehin schon ein wenig auf ihn geachtet worden war.

In Wien ließ ihm Baron Orczy, der ihm weiterhin Wohlwollen entgegenbrachte, über Freunde eine achtbare Anstellung zukommen. Er schloss neue Bekanntschaften, bewegte sich geschickt im Wiener gesellschaftlichen Leben. Schließlich brachte er es mit Gottes Hilfe so weit, dass er heiratete, die einzige Tochter von Geheimrat Baumberg zur Frau nahm. Seine in Ungarn lebenden Bekannten hielten ihn für einen beneidenswerten Mann und ließen ihn allmählich in Vergessenheit geraten.

Aus dem Ungarischen von Éva Zádor und Wilhelm Droste

László Márton (geb. 1959) lebt in Budapest. Studium der Germanistik, Hungarologie und Soziologie zwischen 1978 und 1984. Verlagslektor zwischen 1983 und 1990, seitdem freier Schriftsteller und Übersetzer. Erste Veröffentlichung in der Zeitschrift *Mozgó Világ* 1981, erste Buchveröffentlichung, ein Erzählband 1984 (dann weitere 18 Bücher, Romane, Dramen, Essays), erste Theateraufführung 1987 (dann zahlreiche Premiere in Budapest und Umland). Übersetzungen vorwiegend aus dem Deutschen. Mehrere Preise und Auszeichnungen, u.a. Attila-József-Preis 1997, Milán-Füst-Preis 1999, Lorbeerkrantz der Republik Ungarn 2004, Sándor-Márai-Preis 2007.
Kontakt: lasmart@gmail.com